

Gregor Eisenhauer

**DIE 10
WICHTIGSTEN**



**FRAGEN
DES
LEBENS**

IN ALLER KÜRZE BEANTWORTET

DUMONT The logo for Dumont eBooks, featuring a stylized lowercase 'e' with the word 'BOOK' in a smaller font inside the right curve of the 'e'.

Gregor Eisenhauer

**DIE 10
WICHTIGSTEN**



**FRAGEN
DES
LEBENS**

IN ALLER KÜRZE BEANTWORTET

DUMONT The logo for Dumont eBOOK, featuring the word 'DUMONT' in a bold, orange, sans-serif font, followed by a stylized orange 'e' with the word 'BOOK' in a smaller font inside it.

Gregor Eisenhauer

Die zehn wichtigsten Fragen des Lebens

in aller Kürze beantwortet

DUMONT

eBook 2014

© 2014 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Satz: Angelika Kudella, Köln

ISBN eBook: 978-3-8321-8822-1

www.dumont-buchverlag.de

Meinem Vater

I. SELBST DENKEN ODER DENKEN LASSEN?

*Viele Menschen würden eher sterben als denken.
Und in der Tat: Sie tun es.*
Bertrand Russell

Vor dreizehn Jahren sprach mich mein Freund David an und fragte, ob ich nicht Nachrufe für ihn schreiben wolle. David ist Redakteur und arbeitet für die Berliner Zeitung *Der Tagesspiegel*. Jeden Freitag erscheint dort im Lokalteil eine Seite, auf der verstorbene Berliner porträtiert werden. Keine Berühmtheiten. Ganz gewöhnliche Menschen. David wusste, ich bin Schriftsteller, er wusste auch, dass ich kein sonderlich erfolgreicher Schriftsteller bin, aber das konnte nicht der Grund seiner Nachfrage sein. Das Honorar, das er mir anbot, war bescheiden, aber die Herausforderung schien spannend. »Was genau soll ich tun?«, fragte ich. »Du schreibst über tote Menschen.« – »Berühmte Menschen?«, fragte ich nach, denn ich kannte die Seite bis dahin noch nicht. Er sah mich mit einem Blick an, der mich fast hätte erröten lassen. David hat zuweilen etwas Oberlehrerhaftes, vermutlich weil sein Vater Kabarettist war, der berühmteste Kabarettist der DDR, das hat seinen Sohn ein wenig für den verzeihenden Humor verdorben.

»Natürlich nicht. Keine Prominenz. Alltagstote. Prominenz kann jeder.« Er wusste, damit hatte er mich am Haken.

»Und wie soll das ablaufen?« – »Ich gebe dir Namen und Telefonnummer des Angehörigen. Du vereinbarst ein Gespräch. Dann schreibst du den Text. 4000 Zeichen. Zwei bis drei Schreibmaschinenseiten.«

»Für ein ganzes Leben?!«, fragte ich erstaunt nach.

»Du wirst Schwierigkeiten haben, die Seiten zu füllen«, warnte er mich. Vermutlich lächelte ich etwas überheblich, denn er setzte noch ein warnendes »Warte es ab!« hinzu.

An den ersten Fall erinnere ich mich nicht mehr genau. Ich weiß, dass ich etwas befangen war. Wer geht schon gern in ein Haus der Trauer? Auf der Hinfahrt versuchte ich, die Situation in Gedanken durchzuspielen. Was

mache ich, wenn er oder sie anfängt zu weinen? Welche Fragen soll ich stellen? Darf ich neugierig sein oder soll ich die Angehörigen einfach nur erzählen lassen? Gibt es Dinge, die ich nicht ansprechen soll? Und wie finde ich das heraus?

Es kam ganz anders als gedacht. Ein großes Haus in einer gutbürgerlichen Gegend. Die Wohnung im ersten Stock. Die Einrichtung ein wenig kühl. Es war am frühen Abend. Der Hausherr bat mich herein und bot mir ein Wasser an. Die Geschichte war traurig und schnell erzählt. Der Mann hatte seine Frau verloren. Eine schwere Krankheit. Ihm war viel Zeit geblieben, sich von ihr zu verabschieden. Das machte den Verlust nicht leichter.

Was erzählt man von dem Menschen, den man liebte, den man hat sterben sehen? Was sollen die anderen über ihn erfahren? Was diese Frau geleistet hat, wen sie geliebt, wen sie gehasst hat? Wo sie gern spazieren ging, was sie noch erleben wollte? Die Marke ihres Lippenstifts, ihres Parfums? Wie sie ihren Mann kennenlernte, wann sie das erste Mal von Liebe sprach? Es gibt tausend Fragen, zuweilen fällt einem nicht eine einzige ein. Was waren ihre Hobbys? Ihre Lieblingsbilder, Lieblingsbücher, Lieblingsmusiker? Hat sie die Wohnung nach ihrem Geschmack eingerichtet oder sich lieber dem Geschmack ihres Mannes gebeugt? Wovon träumte sie? Empfund sie ihr Schicksal als ungerecht?

Der Mann weinte nicht. Ich habe es sehr selten erlebt, dass Freunde oder Angehörige weinten, wenn sie über die Verstorbenen redeten. Ich glaube, das liegt an der speziellen Gesprächssituation. Die Angehörigen wollen Auskunft erteilen. Sie wollen, dass dieser Mensch nicht vergessen wird. Sie haben sich eine Aufgabe gestellt, die keine Verzweiflung aufkommen lässt. In kurzen Momenten des Innehaltens schon. Wenn das Bild des oder der Verstorbenen plötzlich auftaucht und er sie vor sich sieht, oder sie ihn, wie er gelacht oder geweint hat oder wie sie ihn ansah zum Abschied. Aber das geht schnell vorbei. Die Trauer bleibt, aber sie macht sich nützlich.

Wer war dieser Mensch? Die Frage ist auch dann nicht einfach zu beantworten, wenn dreißig Jahre Ehe hinter einem liegen. Der Mann schien ein wenig im Zweifel, ob ich mir wirklich ein Bild von seiner Frau hatte machen können. Und zugegeben, ich selbst war auch im Zweifel. Wir

verabschiedeten uns freundlich. Man ist auf seltsame Weise verbunden nach einem so intensiven Gespräch.

Auf der Rückfahrt geriet ich ins Grübeln. Die Menschen sind ganz anders. Anders, als ich sie bisher in meinen Büchern geschildert hatte. Schwieriger. Sympathischer. Als Schriftsteller neigt man zum Karikieren. Das verbat sich jetzt von selbst. Ich musste umdenken, was mir gar nicht so recht war. Es ist einfacher, über die Menschen schlecht zu denken.

Ich weiß nicht, ob mir das Porträt der Frau damals gelungen ist. Diesen ersten Text habe ich für die Arbeit an diesem Buch mit Absicht nicht herausgesucht. Aberglaube. Wer Nachrufe schreibt, wird leicht abergläubisch. Aber David war damals wohl zufrieden, denn seitdem bin ich dabei.

Für die Nachruf-Seite schreiben noch viele andere Autoren. Gute Autoren. Männer und Frauen. Jeder hat seinen eigenen Stil. Was gar nicht so einfach ist, auf so kleinem Raum. Da kommt es auf jedes Wort an. Erschwerend ist: David neigt zum Kürzen, insbesondere der gefühligen Adjektive und tränenerzwingenden Metaphern. Ich hingegen favorisiere den emotionalen Stil. Das führt unsere Freundschaft immer wieder an ihre Grenzen.

Zuweilen erhalten wir fertige Nachrufe von Angehörigen oder Freunden, die den Redakteur bitten, diesen Text doch einfach abzudrucken. David lehnt dann immer sehr höflich ab, mit dem Hinweis, dass wir grundsätzlich alle Texte selbst schreiben. Der wahre Grund ist: Diese Texte sind selten gut. Wenn ein Freund über einen Freund schreibt, dann will er nur Gutes erzählen. Aber das ist kein Porträt. Das ist Schönfärberei. Wenn eine Mutter über ihren verstorbenen Sohn schreibt, oder eine Tochter über ihre todkranke Mutter, dann wird kein böses Wort fallen, aber das ist weniger ein Ausdruck der verstehenden als vielmehr der blinden Liebe. Erst die Schattierungen machen aus einem Bild ein Porträt.

Natürlich schreiben wir nicht schlecht über die Verstorbenen. Das liegt einfach daran, dass eine Vorauswahl stattfindet. Selten ist ein Angehöriger wirklich stolz auf einen Verbrecher in der Familie, insofern werden wir so gut wie nie mit dem Wunsch konfrontiert, über einen schlechten Menschen zu schreiben. Eine der Autorinnen unserer Seite beklagt das so regelmäßig

wie heftig. »Wir schreiben immer nur gut über gute Menschen. Aber so ist die Welt doch nicht ...« Ich sehe das anders. Über schlechte Menschen gibt es schon viel zu viele Bücher. Schlechte Menschen gelten als interessanter, aufregender und sind viel häufiger im Fernsehen als gute Menschen. Diese Popularität haben sie nicht verdient. Die Mindeststrafe für Schlechtigkeit sollte Vergessen sein. Historiker sind da sicher anderer Auffassung. Aber ich zweifle, ob die akademische Auseinandersetzung mit dem Bösen uns wirklich gelehrt hat, was das Böse ist. Ich persönlich grübele lieber darüber nach, wie Menschen es schaffen, in dieser Welt ein gutes Leben zu führen, ohne anderen dabei zu schaden oder allzu sehr auf die Nerven zu fallen.

Anfangs studierte ich jeden Sonntag die Todesanzeigen, auf der Suche nach interessanten Menschen. Inzwischen melden sich die Verwandten oder Freunde meist von sich aus. Aber hin und wieder sehe ich mir die Anzeigen mit unverminderter Neugier an. Einer Todesanzeige kann man nicht entnehmen, ob ein Mensch gut oder schlecht war. Viele Todesanzeigen sind konventionell, nach Schablone gefertigt, aber viele sind auch sehr individuell gehalten. Die meisten von uns lesen gern Todesanzeigen. Nicht weil wir uns freuen, dass jemand gestorben ist. Sondern weil wir neugierig sind auf das Leben der anderen. Zuweilen horcht man bei einem Gedenkspruch auf, der aus dem Rahmen der zitierten Bibelsprüche fällt, zuweilen irritiert ein Bild, zuweilen überrascht die große Zahl der Menschen, die unterschrieben haben, zuweilen ist es nur das Geburtsjahr. So früh gestorben! So alt geworden! Dazwischen gibt es nichts. Die Tragik des frühen Todes. Das Glück des langen Lebens. Aber so einfach ist es nicht. Viele Menschen leben sehr lange und fragen sich, wozu. Manche Menschen sterben früh und haben anderen doch mehr gegeben als viele, die sehr alt wurden.

Ich kann im Einzelnen nicht begründen, warum mir zuweilen eine Todesanzeige ins Auge sticht und ich sofort zum Telefon greife, um die Angehörigen anzurufen. Nicht immer sind die Menschen froh über unseren Anruf. Manche lehnen entsetzt ab. Aber viele, sehr viele, sind einverstanden, dass wir einen Nachruf schreiben.

In dem einen sehr speziellen Fall, der mir in Erinnerung blieb, weil die Reaktion so kühl war, kam die Ehefrau des Verstorbenen ans Telefon. Ich erzählte ihr kurz, worum es sich bei der Nachrufseite handelt und dass ich gern einen Nachruf über ihren Mann schreiben würde. Sie schnaufte hörbar und beschied mir kurz: »Vergessen Sie ihn!«

Niemand wird mehr etwas von ihm hören. Da bin ich mir sicher. Böse Menschen sind sehr schnell vergessen, es sei denn, sie waren so böse, dass sie die Fantasie der Schriftsteller oder Filmemacher anregen.

Zurück zur Frage: Was unterscheidet einen guten Text von einem schlechten? Es ist die gleiche Frage, die sich auch ein Maler stellt: Wann ist ein Porträt gelungen? Wenn wir die Person erkennen. Warum genügt dann nicht eine Fotografie? Weil wir das Wesen der Person sehen wollen. Klingt pathetisch, aber in diesem Vorwort ist Pathos erlaubt. Das Wesen erkennen wir nicht, wenn wir mit dem Weichzeichner arbeiten, vage gefühlig, wir erkennen es aber auch nicht, wenn wir fotografisch genau arbeiten. Eine Fotografie lässt uns selten den Menschen erkennen. Das, was ihn so besonders macht.

Jeder Mensch hat dieses Besondere. Die Pointe seiner Existenz sozusagen. »Genau so war er ... Das ist die Frau, die ich liebte.« Ein größeres Lob gibt es für uns Autoren nicht. Aber auch keine größere Enttäuschung, wenn es heißt: »Nein, so war er nicht ...« Oder: »Nein, das war ganz und gar nicht ihre Art. Das sehen Sie falsch ... tut mir leid!« Zuweilen täuschen sich die Angehörigen, zuweilen täuschen wir uns. Aber meist gelingt es, ein Bild zu zeichnen, das Erkennen und Erstaunen in Einklang bringt. »Das hab ich bisher noch gar nicht so gesehen ... Vielleicht haben Sie recht!«

Wir wollen keine feierlichen Totenmasken. Texte, wie sie beim Ableben von Prominenten üblich sind. Er tat dies und das, mit großem Erfolg, zur Freude aller, und wird deswegen unvergessen bleiben. Unsinn. Wenn wir keine persönlichen Worte finden, dann bleibt auch die Persönlichkeit unerkannt. Deswegen versuche ich jedem einzelnen Nachruf seinen ganz eigenen Ton, seine eigene Färbung zu geben, was allerdings nur gelingt, wenn David mir nicht zu viele Adjektive streicht.

Ist das nicht deprimierend auf Dauer, werde ich oft gefragt, immer nur Nachrufe zu schreiben? Wie geht man mit der Trauer der anderen um? Wo steckt man das hin?

Die Antwort ist einfach: Wir spielen Billard. Wir – das sind David, der Redakteur, Sebastian, Florian und ich. Es gehören wie gesagt noch viele weitere Autoren in diesen Kreis der Nachrufschreiber, aber ich erwähne nur uns vier, weil wir seit Jahren in der Billard-Therapiegruppe an der Lösung aller wichtigen Lebensfragen arbeiten, die sich beim Nachrufschreiben und auch sonst im Alltag so ergeben. Sebastian, der Feinfühlige, im Hauptberuf Headhunter, Florian, der Theatralische, im Hauptberuf Vater, und ich ... der geschwätzige Schreiberling würden die beiden vermutlich einwerfen und in brüllendes Gelächter ausbrechen – nur damit Sie in etwa eine Ahnung haben, wie unsere Gespräche am Billardtisch so ablaufen. Rude und rücksichtslos. In den Gesprächen, beim Spiel nicht so, da sind wir eher zahm.

Beim Billard geht es uns nicht darum zu gewinnen, es geht darum, schön zu spielen. Jeder hat die Chance, sich in Szene zu setzen, keinem wird zugestanden, auf Kosten der anderen dauerhaft zu brillieren. Insofern ist diese Billardrunde ein Existenzmodell.

Unser Tisch steht etwas abseits. Wir haben ihn mit Bedacht ausgesucht. Außenstehende mögen uns für albern halten, weil wir viel lachen. Wir lachen so viel, weil wir über alles lachen, bis es schmerzt. Das Zwerchfell ist robuster als der Herzmuskel. Medizinern wird es am Feierabend wohl ähnlich ergehen, oder Bestattungsunternehmern. Jeden Tag, jede Stunde, jede Sekunde stirbt irgendwo auf der Welt ein Mensch, der ihr bester Freund hätte sein können oder die Liebe ihres Lebens. Wer da nicht lacht, angesichts des irren Kreislaufs unserer Existenz, der hat nichts mehr zu lachen. Pathos ist am Tisch übrigens verboten. Monologisieren ebenfalls. Nachrufschreiber neigen zu Selbstgesprächen.

Wir verhandeln alle Existenzfragen gleichberechtigt, aber beiläufig, zum einen, weil wir nebenher spielen müssen, zum anderen, weil wir wissen, dass man so den flüchtigen Dingen viel besser auf die Spur kommt. Das Leben ist kurz. Keinen Satz sollten Sie ernster nehmen als diesen. Wie kurz das Leben ist, fällt den meisten erst viel zu spät auf.

Wir haben wenig Zeit. Das ist die Grunderfahrung, wenn Sie über Verstorbene schreiben. Wir haben nie genug Zeit. Ehe wir uns besinnen, sind wir meist schon nicht mehr. Das gilt für jeden von uns. Sie können sich noch so wichtig nehmen, es hilft Ihnen nichts. Eines schönen Tages sind Sie tot. Deswegen meine Einladung: Schreiben Sie Ihren eignen Nachruf. Im Ernst. Sie ersparen uns Arbeit. Das meine ich nicht zynisch. Im Gegenteil: Dieser Nachruf wird Sie vor dem Vergessen bewahren. Ihr ganz persönliches Testament. Es wird verhindern, dass andere sich ein falsches Bild von Ihnen machen. Wenn Sie es richtig anstellen. Viele glauben, es genüge, sich an den Tisch zu setzen, zehn Sätze zu schreiben und fertig ist der Text. Aber so einfach ist das nicht. Sie können auch nicht einfach eine Geige zur Hand nehmen und spielen. Sie müssen es lernen. Deshalb die Eingangsfrage: Selbst denken oder denken lassen? Wenn wir Ihren Nachruf schreiben sollen, gut, dann klappen Sie dieses Buch jetzt einfach zu und lassen sich überraschen. Vielleicht haben Sie Glück und Sie sterben in Berlin. Wenn Sie sich selbst an die Arbeit machen möchten, noch besser, lesen Sie weiter! Keine Sorge, dieses Buch soll Ihnen nur als Hilfe dienen. Keine Bevormundung! Ich werde keine Antworten geben, sondern Fragen stellen. Zehn Fragen, um genau zu sein. Jeweils am Ende des Kapitels. Wenn Sie diese zehn Fragen beantwortet haben, für sich, nicht für andere, dann sind Sie sich selbst nicht länger ein Rätsel, das verspreche ich Ihnen. An die Arbeit! Setzen Sie sich selbst ein kleines Denkmal! Sie haben es verdient.

Wann kommen wir ins Grübeln? Wenn ein Mensch stirbt, den wir lieben. Wenn wir selbst sterben müssen. Dann denken wir über unser Leben nach. Wenn wir Entscheidungen treffen müssen, wichtige Entscheidungen, im Beruf, in der Liebe, machen wir uns Gedanken, ernsthaft Gedanken – aber vieles entscheiden wir aus dem Bauch heraus. Wer grübelt schon darüber nach, ob er sich in einen Menschen nun auf der Stelle verlieben soll oder nicht? Es geschieht. Sehr viel geschieht einfach mit uns. Und irgendwann halten wir inne und denken: Was ist da eigentlich mit mir passiert? Ist das wirklich das Leben, das ich führen wollte? Viel zu oft stellen sich die

Menschen diese Frage erst, wenn es zu spät ist. Auf dem Krankenbett, im Hospiz.

Also, wagen Sie den Versuch: Sie haben drei Seiten! »Mehr nicht?« Drei Seiten, Ihr bisheriges Leben aufzuschreiben, Ihre Wünsche, Ihre Hoffnungen, Ihre Ziele. Drei Seiten, um zu beschreiben, wer Sie sind, wer Sie sein wollen. Viel zu wenig, werden Sie einwenden, denn: »Was könnte ich nicht alles erzählen ...«

Dann mal los! Was können Sie erzählen? Und vor allem, warum tun Sie es nicht endlich, jetzt gleich!? Für Ihre Kinder, für die Nachwelt. Drei Seiten! »Gute Idee eigentlich, nur – gar keine Zeit jetzt. Augenblicklich ist so viel zu tun ... Sie ahnen gar nicht ... Aber irgendwann, da schreib ich alles auf, versprochen.« Leere Versprechungen!

Die meisten Menschen gehen, wie sie gekommen sind: wortlos. Sie hinterlassen ein Testament, verfügen über ihre Hinterlassenschaft, aber von sich selbst geben sie wenig preis. Einige wenige haben vielleicht eine Autobiografie geschrieben, aber selten erfahren wir in einer Autobiografie etwas über den Menschen, der sie geschrieben hat, meist erfahren wir nur etwas über den Menschen, den der Autor darstellen wollte. Wir sind gut darin, unsere Erinnerungen zu fälschen. Deswegen schreiben manche so viel, weil es sich dann besser drum herumreden lässt, um die Wahrheit. »Drei Seiten? Ach was, drei Seiten, ich schreibe ein Buch.« Klingt vernünftig. Man muss sich nicht kurzfassen, kann über dieses und jenes plaudern. Vor allem kann man das Buch veröffentlichen. Wer ein Buch schreibt, will berühmt werden. Wer berühmt werden möchte, sagt selten die Wahrheit. Er übertreibt, damit er Gehör findet. Er glättet und poliert, weil er dem Leser ein tadelloses Porträt seiner selbst bieten will. Wer drei Seiten schreibt, der wird nicht berühmt.

Von hundert autobiografischen Büchern sind neunundneunzig überflüssig. Das gilt insbesondere für Schauspieler- und Sportlermemoiren. Politiker haben etwas zu erzählen, Schriftsteller, Maler, Musiker können ihr Leben zumindest unterhaltsam inszenieren, Schauspieler hingegen wechseln viel zu häufig ihr Ego, als dass sie wirklich etwas von sich selbst präsentieren könnten, etwas Eigenes. Und Sportler werden meist nur albern, wenn sie

keinen Sport mehr treiben. Dennoch halten sich viele für etwas Besseres, sogar im Tod. Vor einigen Jahren bekam ich einen Anruf von einem Mann, der gehört hatte, dass wir ein Porträt über seinen einst berühmten Vater schreiben wollten. Ich sagte: »Ja, das ist richtig, aber wir wollen ihn als Menschen zeigen, weniger als Prominenten.«

Daraufhin bat er mich sehr förmlich, doch bitte auf dieses Vorhaben zu verzichten. Sein Vater gehöre nun einmal nicht in diesen Kreis der namenlosen Toten.

Aber Ruhm lässt die Toten nicht wieder lebendig werden. Nichts lässt Tote wieder lebendig werden, könnte man einwenden. Es sei denn, sie konservieren ihre Stimme oder drehen einen Film über sich. Aber auch das macht sie nicht wirklich lebendig.

Eine der rührendsten Gesten des Abschieds war eine Plastikbox mit vier CDs, auf denen ein alter Mann einer guten Freundin sein Leben erzählte. Zuweilen hat sie ihn unterbrochen, denn er verlor häufig den Faden. Es ist auch gar nicht so einfach – wo soll man beginnen, wenn es um das eigene Leben geht? Beim Leben der Eltern, versteht sich. Also erzählte der Mann von seinen Eltern, die ein sehr bewegtes Leben hatten. Er erzählte von seinen Freunden, von denen es gottlob sehr viele gab, kluge und interessante Menschen. Er erzählte von Frauen, die sein Leben bereichert hatten, indem sie ihn liebten oder ihm die Liebe vorenthalten hatten – was ihn die Sehnsucht lehrte. Er erzählte von Gott und der Welt, aber er erzählte sehr wenig von sich. Warum? Weil er wusste, dass es da nichts zu erzählen gab. Er war nicht klüger als seine Eltern oder Freunde, er hatte kein herausragendes Talent, keine Abgründe, er war nie so reich, dass es etwas zu prahlen gab, und nie so arm, dass er damit hätte Mitleid erregen können. Er war einfach nur bescheiden. Das ist etwas ganz Besonderes. Das war die Pointe seiner Existenz. Und wer immer mit ihm Umgang hatte, konnte Bescheidenheit erfahren. Und wenn nur drei oder vier seiner Freunde etwas von dieser Haltung bewahrt haben, wenn nur eine Handvoll Menschen sich seiner erinnert, in all seiner Bescheidenheit, dann lebt er weiter.

»Gut, überzeugt, morgen fang ich damit an. Ein Rechenschaftsbericht über mein Leben, drei Seiten ... Ein Nachruf auf mich selbst. Das muss doch zu machen sein.«

Ich glaube Ihnen kein Wort! Die meisten Menschen neigen instinktiv dazu, das Denken anderen zu überlassen. Dafür gibt es gute Gründe. Wenn ich meine Wäsche waschen will, erfinde ich keine Waschmaschine, sondern vertraue auf die Erfindung eines anderen. Wenn ich Musik hören will, mache ich sie nicht selbst, sondern höre denen zu, die es wirklich können. Aber wäre es nicht schön, selbst ein Instrument zu beherrschen? »Ja, aber dafür habe ich keine Zeit ...«

Der stärkste Einwand gegen das Selbstdenken ist Zeitmangel. »Bin in Eile, das lese ich lieber nach ...« In der Zeit, in der Sie lesen, hätten Sie auch selbst denken können. »Aber nicht so klug und ergebnisorientiert ...« Mag sein, aber was nützt Ihnen die Klugheit der anderen?

Manchmal ist es Bescheidenheit, die Menschen davon abhält, zu viel Aufhebens von sich selbst zu machen, das ist selten. Manchmal ist es der Mangel an Gelegenheit, sehr häufig ist es die Scheu, allzu genau in den Spiegel zu sehen.

»Was soll ich denn da schon groß erzählen über mein Leben ...?«

Bitten Sie einen guten Freund oder eine gute Freundin, drei Seiten über Sie zu schreiben. Bitten Sie Ihren Sohn oder Ihre Tochter, Ihren Mann oder Ihre Frau, Ihren Vater, Ihre Mutter ... Warum Sie das tun sollten? Warum Sie über Ihr Leben nachdenken sollten? Wie gesagt, weil es schnell vorbei ist, unheilvoll schnell zuweilen. Die lakonischste Zusammenfassung dieses sehr ungleichen Verhältnisses von Lebenszeit und »Unlebenszeit«, oder wie auch immer man diese schrecklich lange Zeitdauer der Nichtexistenz nennen will, ist die Grabinschrift auf einem sogenannten »Marterl«, einem Bildstock am Wegesrand zum Gedenken an einen Verstorbenen. Ein siebenjähriger Bub war von einem Felsen gestürzt. »Zur Reise in die Ewigkeit / brauchte er nur kurze Zeit: / um 10 Uhr morgens ging er fort, / um 11 Uhr mittags war er dort.«

Wie schnell unser Leben vorbei sein kann, darüber denken wir nicht nach, weil wir sonst starr wären vor Angst, aber wenn wir nie darüber

nachdenken, laufen wir Gefahr, starr vor Gedankenlosigkeit zu werden. Das führt manchmal geradewegs in die Katastrophe.

Ein Mann und eine Frau lebten zusammen, er wollte ihr das glücklichste, das sorgloseste Leben bieten, weil er sie so unendlich liebte. Er verdiente viel Geld, ihr zuliebe. Er verlor sein Vermögen, wollte ihr die Wahrheit nicht zumuten, brachte erst sie um und dann sich selbst. Sie starben, wie sie gelebt hatten, gemeinsam, ohne einander je näher gekommen zu sein. Das Schlimme: Selbst die besten Freunde wussten nichts von seiner Verzweiflung.

Meist ist dann von den Freunden oder Verwandten zu hören: Ach, hätte ich ihn doch viel früher nach seinen Gefühlen gefragt!

Nennen wir es das »Parzival-Paradox«. Sie erinnern sich, Parzival, ein wohlzogener, aber sehr schüchterner Ritter, verirrt sich auf seiner Suche nach einer Herberge auf eine abgelegene Burg, die dem schwerkranken Herrscher Anfortas gehört. Vor dem Essen wird eine blutende Lanze durch den Saal getragen, die versammelte Hofgesellschaft klagt und weint herzerreißend. Vierundzwanzig junge Edelfrauen helfen bei Tisch, die Königin selbst trägt den heiligen Gral herein, Anfortas schenkt Parzival sein eigenes Schwert – und Parzival? Hält trotz all der staunenswerten Vorgänge einfach den Mund. Er will nicht durch Neugier lästig fallen. Eine Frage nur – und er hätte den Gastgeber von seinem Leiden befreien können! Er aber hält es für höflicher, still zu sein.

Wir fragen zu wenig nach. Wir hören zu wenig zu. Wir hören uns selbst zu wenig zu.

Viele glauben, sie denken nach, wenn sie ein Buch lesen. Wenn Sie einen Krimi lesen, grübeln Sie nach, wer der Mörder ist. Aber haben Sie je darüber nachgedacht, ob Sie selbst zum Mörder werden könnten? Wenn Sie ein philosophisches Buch lesen, folgen Sie dem Denken eines anderen, das mag spannend sein, aber kaum haben Sie das Buch zugeschlagen, stehen Sie wieder allein da. Dann blättere ich eben das nächste auf, werden Sie einwenden. Die beste Art, sich vom Nachdenken abzuhalten, ist lesen und lesen und lesen.

Sorge dich nicht, lebe, Simplify your life, Glücklich leben für Dummies – nie gab es in der Geschichte der Menschheit so viele Ratgeber wie heute, mit

der Folge, dass die Verwirrung der Ratsuchenden ein kaum mehr therapierbares Maß erreicht hat.

Wie soll ich leben? Wie soll ich leben, wenn ich alt und glücklich werden will? Wen fragt man, wenn man sich selbst die Antwort nicht zutraut? Philosophen? Kaum ein Philosoph wurde alt und glücklich zugleich. Die meisten beruflichen Denker wissen also gar nicht, wovon sie reden, wenn sie von Glück reden. Das Unglück ist ihr Metier. So wie das Metier der Ärzte die Krankheit ist, Gesundheit interessiert sie nicht wirklich. Therapeuten? Wünschen sich nichts sehnlicher als Probleme. Von Experten können Sie keine vernünftigen Ratschläge erwarten.

Wer Ihnen einen Rat erteilen könnte, wäre Ihr Vater oder Ihre Mutter. Großes Erstaunen. »Ich soll meine Eltern um Rat fragen?!« Warum nicht? In den letzten Jahren hat sich der Irrglaube verfestigt, dass die Älteren immer unrecht haben und die Jungen immer recht. Was für ein Unsinn.

Wenn wir bei Älteren neugierig nachfragen, dann meist nur mit der Standardfrage: Was ist das Geheimnis ihres hohen Alters? Ernährung? Verzicht auf Drogen, nur ein Glas Wein, Eigenurin, mediterrane Diät, Yoga, Sport?

Das ungewöhnlichste Instrument zur Lebensverlängerung, von dem mir im Lauf der Jahre berichtet wurde, war ein Dual-Plattenspieler. Die Dame, der er gehörte, legte über Jahrzehnte hinweg jeden Tag ihre Lieblingsplatte auf und tanzte dazu durch die Wohnung. Auch im Altersheim ließ sie davon nicht ab. Sie war glücklich, wann immer sie tanzte, und wurde uralt.

Die Menschen, die sehr alt wurden, und, wichtiger noch, die Menschen, die glücklich waren im Alter, hatten feste Gewohnheiten. Wenn Sie morgens aufwachen, sollte Ihr Tag also nicht ohne einen Vorsatz sein, auch wenn es nur der ist, eine halbe Stunde spazieren zu gehen. Eindeutig eine lebensverlängernde Maßnahme – Bewegung an der frischen Luft tut immer gut.

Was für eine Banalität! Richtig. Es gibt kaum Überflüssigeres als kluge Ratschläge zur Lebensführung. Warum? Weil sie uns langweilen. Besserwisser langweilen immer. Außerdem wissen wir das alles selbst schon. Wir kennen die Antworten auf alle wichtigen Fragen des Lebens. Wir wollen

uns nur nicht damit auseinandersetzen. Wir sind zu träge. Bisher lief das in der Geschichte des Denkens immer auf die gleiche Weise: Die einen hatten die Fragen, die anderen die Antworten. Philosophen leben davon, dass sie andere belehren. Um daran zu verdienen. Das macht sie von vornherein verdächtig. Oder kam es Ihnen persönlich schon einmal in den Sinn, anderen Leuten zu sagen, was sie zu tun oder zu lassen haben, und dafür auch noch zu kassieren? Das ist vorlaut. Vordenker haben nichts anderes im Sinn. Es ist ihr Job, vorlaut zu sein, gegen Bares.

Wie wird man Vordenker? In der Regel werden sie nicht ernannt, sondern ernennen sich selbst zu Vordenkern. Sokrates zum Beispiel. Kaum hatte er etwas Kluges gedacht, teilte er es umgehend anderen mit, um jenen Applaus einzuheimsen, den seine Frau ihm verwehrte. Die hielt ihn nämlich für einen Schwätzer, weil er zu keiner Tages- und Nachtzeit den Mund halten konnte. Selbst als er starb, richtete er noch das Wort an die Umstehenden, um sich für die Nachwelt zu verewigen. Vordenker sind eitel und denken stets nur an sich selbst. Ein Vordenker ist überhaupt nicht daran interessiert, dass Sie selbst denken, sein größtes Interesse ist, selbst im Gespräch zu bleiben. Der Zwang, Kluges zu denken, führt so zu immer neuen extravaganten Problemen, die von den wirklichen Problemen nur ablenken. »Die Welt existiert nicht, die Individuen existieren nicht, die Probleme existieren nicht, die Geschlechter existieren nicht ...«, es ist wie auf einer Modenschau der Ideen – alles sehr hübsch anzusehen, aber nicht alltagstauglich.

Nennen wir es das »Robinson-Crusoe-Paradox«: Was dir wirklich fehlt, weißt du erst, wenn es dir fehlt.

Die Frage, ob die Welt existiert oder nicht, erübrigt sich, wenn morgens um sechs die Kokosnuss noch im Baum hängt und der Magen knurrt. Aber das war nicht Robinson Crusoes schlimmste Sorge. Mit ein wenig Findigkeit kann jeder Mensch zum Selbstversorger werden, was die materiellen Dinge angeht, aber dann kommt das, was wir alle am meisten fürchten: Robinson Crusoe war allein mit sich selbst. Die Einsamkeit ließ ihn fast wahnsinnig werden. In dieser Notlage brauchte er keinen Priester, keinen Philosophen, keinen Ernährungsberater, er brauchte einen Freund oder eine Freundin. Ein

Mensch ohne Freunde, ohne Familie ist ein verlorener Mensch. Wie schwer dieser Satz wiegt, ahnen wir erst, wenn es ans Sterben geht.

Philosophen denken da anders. Sie preisen die Einsamkeit als den denkerischen Zustand schlechthin. Das ist der erste Grund, warum Sie Vordenkern grundsätzlich misstrauen sollten. Sie schauspielern, wo sie nur können.

Die Philosophen preisen die Einsamkeit – und nutzen jede nur erdenkliche Möglichkeit, sich vor Publikum in Szene zu setzen. Die Philosophen unserer Tage gleichen sich wie ein Pfau dem anderen. Ein prachtvolles Balzgehabe, bei dem sie sich mit wenigen eigenen und vielen fremden Federn schmücken. So viel gibt es nämlich gar nicht mehr zu denken. Die Zahl der Lebensprobleme ist überschaubar, die Zahl der Lösungsvorschläge ebenfalls, die Zahl der Bücher, die über diese Probleme geschrieben werden, hingegen geht gegen unendlich.

Philosophen reden zu viel. Es ist im Alltag unhöflich, andere nicht zu Wort kommen zu lassen, und es ist in der Philosophie unhöflich. Sie kennen Jean-Paul Sartre, den großen Denker des Seins und des Nichts? Ein kluger Kopf. Ein brillanter Stilist. Zehntausende Druckseiten, wenn man die Literatur über ihn noch dazunimmt, Hunderttausende. Sartre schrieb so schnell, wie er dachte, schlimmer noch, er dachte immer schneller, um noch mehr schreiben zu können. Ein Teufelskreis, in den der Leser da eintritt.

Wer jede Zeile von und über Sartre lesen wollte, hätte nichts anderes mehr zu tun, als Sartre zu lesen. Die eigene Existenz würde überflüssig. Womit Sartre zweierlei erreicht: Er schaltet durch seine Vielschreiberei lästige Konkurrenz aus, denn ein Mensch, der nur liest, kommt nicht zum Nachdenken. Und er verdient gut am Verkauf seiner Bücher.

Einem Philosophen ist nur dann zu trauen, wenn er sein Geld nicht mit Philosophie verdienen muss. François de La Rochefoucauld lebte im 17. Jahrhundert, in einer sehr turbulenten Zeit also, er war Offizier, Staatsmann, Pleitier, Revolutionär – und erst ganz zuletzt, als er all das bedachte, was er erlebt hatte, Autor. Ein Autor, der nicht viele Worte machte, sondern seine Gedanken in kurzen Maximen und Reflexionen zu Papier brachte. Er hatte Wichtigeres zu tun, als dicke Bücher zu schreiben.